

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994**

Weltbegebenheiten

**urn:nbn:de:bsz:31-62031**

### Weltbegebenheiten.

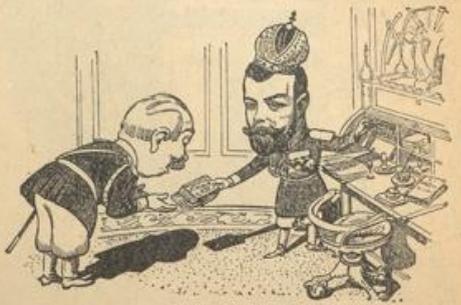
Vom Juni 1898 bis Juli 1899.



Von Kriegs- und Friedenszeiten weiß der Hintende nun schon an die hundert Jahre zu erzählen; aber jetzt hat's geschellt, und die Kriegszeiten sind ebenso zu Ende wie das alte Jahrhundert: der Krieg wird abgeschafft.

Der Tupsenoni reißt die Augen auf und vermeint, der Hintende mache eines seiner Späßchen. Aber nein! Es ist so ad bleibt so: der Krieg ist außer Kurs gesetzt und ist nicht's mehr, gleich wie den Osterreichern ihre reuzer außer Kurs gesetzt sind und mit dem neuen Jahre nichts mehr gelten — und hätte einer gleich h'n Säck' davon. Sei es drum; es ist niemand über darüber als der Hintende; so kann er sich als nächste Mal, was die Weltbegebenheiten betrifft, anz kurz fassen, denn bis jetzt war es einmal nicht anders, als daß er das viele schöne teuere Papier zuweist damit drausgehen lassen mußte, daß sich in der Welt die Völker an den Haaren und Streit und Krieg miteinander hatten. Der Russe war's, der auf en ausnahmsweise gescheiten Gedanken verfallen ist, en Krieg kurzerhand abzusetzen, — den Krieg, der islang doch die Welt regiert hat! Der russische Kaiser at sich hingeiezt und ein Schreiben verfaßt, worin r alle Völker der Erde durch die Bank freundschaftlichst einlader, sie möchten Abgesandte nach Holland schicken, und dort solle dann beraten werden, wie ie dem Kriege am kürzesten 's Genick abdrehen, denn der Krieg sei und bleibe das Schlimmste, was s nur gäbe auf Erden, und ein Jammer wär's, daß sich die Völker abmühten, es einander nur ja m Kriegshandwerke vorzuthun; all die viele Arbeit — und zumal das viele schöne Geld — könnte ja veit besser verwendet werden. Der russische Kaiser iez es sich nicht verbrießen, für jeden Kaiser und eden König der Erde, für jede Republik und jeden reifstaat setze er den nämlichen Brief auf; nur den Papst, die beiden holländischen Buren-Republiken in Südafrika und den Fürsten Ferdinand von Bulgarien ließ er anfangs aus, und das war nicht diplomatisch von ihm, denn er mußte doch wissen, daß auch der Papst die gewaltige Militärmacht von 300 Mann zu kommandieren hat und jahraus jahrein eine schwere Menge Geld ausgiebt, daß sich seine Hartshiere ihre rot-grünen Gewänder fein in Ordnung und ihre langen Spieße in Schliß und Glanz

erhalten. Der russische Kaiser mußte ferner wissen, daß Transvaal und der Dranjesfreistaat selbständige Staaten sind, die sich von niemandem, am wenigsten aber etwas von England sagen lassen; und hätte es ebenso wissen können, daß der Fürst von Bulgarien für sein Leben gern als selbständiger Fürst und nicht etwa als Vasall des Großtürken gelten will, — aber eben gerade darum bekam Fürst Ferdinand keinen Brief; es sollten ihm gerade damit die Mücken etwas ausgetrieben werden.



Der Kriegsminister greift freudig nach den Scheinen.

Hinterdrein aber besann er sich und setzte auch für den Bulgarenfürsten einen Brief auf. — Als der russische Kaiser nun all die vielen Briefe fertig hatte, brachte er sie schmunzelnd an den Postkasten; dann aber machte er sich rauh wieder heim, nahm einen ganzen Stoß nagelneuer Tausendrubelscheine aus dem Sekretär und gab sie seinem Kriegsminister, daß der für etliche 100 Millionen neue Kriegsschiffe kaufen sollte. Der Kriegsminister, der schon argen Kummer gehabt hatte, daß seine Tage gezählt seien, — griff freudig nach den Scheinen, steckte die eine Hälfte in den Sack und kaufte für die andere Hälfte Kriegsschiffe. — Als der Postbote zu Berlin dem deutschen Kaiser den Brief aus Rußland überreichte, machte Seine Majestät vorerst ein gar bedenkliches Gesicht dazu; aber der Kaiser wußte sich bald zu helfen; lange dauerte es nicht, und es kam ein Gesetz heraus, wonach die deutsche Armee um runde 70000 Mann vermehrt wurde, die Herren Reichstagsabgeordneten — so



Der Krieg wird mit Gewalt an die Luft gesetzt. arg sie sich sonst sperren, wenn sie aufs Militär wieder eine Kleinigkeit von 100 Millionen im Jahre mehr ausgeben sollen, — waren gescheit genug, um einzusehen, daß wenn nun einmal der Krieg durchaus abgeschafft werden sollte, nichts so nötig ist, als eine starke Armee; denn

wenn der Krieg nun nicht gutwillig gehen will, was dann? Dann muß er doch mit Gewalt an die Lust gesetzt werden, und das bringt keiner mit blanken Händen fertig; dazu gehören vielmehr arg viele Flinten und Kanonen, Pulver und Blei. Abgeschafft



Hier steigt der Hinkende thrönenden Auges hinauf und legt seinen Kranz am Fuße des Sarkophages nieder.

aber und abgesetzt wird der Krieg; darauf könnt Ihr Euch verlassen, Tupsen-Toni und all Ihr andern, die Ihr's dem Hinkenden etwa nicht glauben wollt; ja, es ist ihm zum neuen Quartal gekündigt; an die Lust gesetzt wird er, wenn er nicht gutwillig das Logis räumt. Vom nächsten Jahre ab wird also auch nicht ein Wörtel mehr von ihm im Kalender zu lesen stehen; gern möchte ihm darum diesmal der Hinkende die Grabrede halten, aber „er traut dem Frieden nicht“ d. h. dem Kriege nicht, und vermeint immer, der Bursche sei hinterlistig; er liegt am Ende nur scheinot im Sarge, kommt mit einem Male wieder zu sich und umgekehrt dreht dann er dem Frieden 's Genick ab. —

Dafür muß zu seinem großen Leidwesen der Hinkende einem ganz andern die Grabrede halten. Hunderten und Tausenden hat er eine solche Rede bereits gehalten; aber noch keinmal ward sie ihm so schwer, wie dieses Mal! Gilt sie doch dem Fürsten Bismarck! Weiß nicht, womit es der Hinkende mit dem Fürsten verdorben haite: aber den 1899er Kalender, in dem doch so Schönes und Gutes über den Fürsten — und gar noch eine extrae Geschichte auf ihn\*) — zu lesen stand, hat er nicht abwarten, nicht mitnehmen wollen; er hat sich just hingelegt, bevor der 99er heraus war, und am 30. Juli ist er sanft entschlafen auf seinem Schlosse zu Friedrichsruh, genau 83 Jahre und 4 Monate alt. Der deutsche Kaiser war gerade wieder zu Schiff nach dem Nordkap gedampft, um nachzuschauen, ob das noch immer so schön ist — da blitzte ihm der elektrische

\*) „Fürst Bismarck als Privatmann.“

Stunke nach, und vom Apparate klapperten die Worte: „Fürst Bismarck ist soeben verschieden.“ Gleich gab er dem Maschinenisten den Befehl: „Kontredampf“; das Schiff, die „Hohenzollern“, wendete und dampfte heimwärts; wenige Tage darauf stand er am Sarge des Fürsten und unter den Bergen von Kränzen und Blumen, die aus ganz Deutschland eingelaufen waren von all denen, die es nicht vergessen können, was für ein gewaltiger Mann der Fürst gewesen! Der Hinkende aber, langsam wie er als Stielzeil einmal ist, kommt erst jezund mit seinem Kranze, wo demweilen der Fürst in der Gruft beigelegt ist, die er sich bei Lebzeiten als Ruheort ausgesucht hat — zu Friedrichsruh selbst nämlich, unweit der Eisenbahn. Sanft steigt da ein waldiger Hügel an, und dort steht jetzt ein schmucklos Gebäu. Hier steigt der Hinkende thränenden Auges hinauf und legt seinen Kranz am Fuße des Sarkophages nieder, der enthält, was von Bismarck irdisch war. Friedrichsruh aber sollte einen neuen Namen bekommen; es sollte von Grund an „Bismarcksrub“ benannt werden. —

So ist wie von selbst die Rede auf

### Deutschland

gekommen. Deutschland, ja das hat den Krieg schon von selbst abgeschafft und dazu nicht erst die Karten gefragt; es will einmal keinen Krieg; es sträubt sich mit Händen und Füßen dagegen, und wo wirklich einmal alle Ursache wäre, barbeißig und kriegerisch aufzutreten, selbst da fügt es sich und spricht für den Frieden. Mehr als einmal sah es in den letzten Jahren so aus, als müßte nun aber der Friede zu Ende sein und der Krieg an die Reihe kommen. böse genug haben es namentlich die Engländer und die Amerikaner auf Deutschland abgesehen



Wenn sie das Kleinklein anstimmen will, dann hält sich der Konjunkt die Ohren ja.

gehabt; aber nein — die Deutschen waren geschütt; sie dachten sich: „Kalt Blut und eine warme Unterjacke“! Die Unterjacke aber war die steuante Klüftung zu Lande und zu Wasser, die sie sich beigelegt haben, um eben stark genug zu sein, sich den Krieg

von Seite zu fallen  
ständig gelassen, dem  
von ihnen und damit  
von die krieges Um  
alsmal sich Billig  
Mittelstet einlaufen  
kamen hat, jene G  
sich anständig zu  
zu verfliegen; aber  
wäre ihm aber die  
gerade genug sein  
erinnert der Dapfen-  
sich die Einrichtung  
die Dornrösel, die  
hier laßten und  
Schick in schmuck  
hängt es damit zu



Da spricht er so  
noch niemals  
Die Frau kam  
Wenn sie die  
hält er sich  
Der deut  
erwähnt noch  
verlangen, d  
opfert. Am  
gor nicht um  
zu erleben. E  
weil der und  
Zeit fertig m  
selben Charakte  
wenig Gehalt  
moßen. Dabei  
als mir's and  
mal, wie er ist,  
noch 5 Jahre  
ein Mann vom  
einer vom Her  
um ein Haas  
hand), und  
am 1943 am  
Die Schwinn

m Leibe zu halten. Schwer genug ist ihnen dies  
 züglich gefallen, denn die, so zu Berlin im Reichs-  
 emporen, unge sitzen und darüber zu bestimmen haben, wie und  
 Tage dem... die besagten Unterjaken beschafft werden, sind  
 er den... einmal fürs Billige. Am liebsten gingen sie beim  
 thändler einkaufen. Der Kriegsminister hat die  
 es nicht... werte Not, seine Grenadiere, Füsiliere und Blau-  
 Plan der... anständig zu kleiden und ihrem Appetit gemäß  
 dem was er... verpflegen; aber eines hat er jetzt durchgesetzt,  
 ad mit... versfür ihm aber die deutschen Dienstmädel all ins-  
 der... samt gewiß kein Denkmal setzen werden: er hat's  
 Robert... tig gebracht, daß alle Soldaten der Armee Tag  
 nämlich... r Tag ihr warmes Abendbrot erhalten. Nun  
 walbiger... rint der Tupsen-Toni wieder, das wär' doch eine  
 Bekim... öne Einrichtung. Stimmt! Aber wo bleiben da  
 man... Dienstmädel, die doch bisher das warme Abend-  
 ges nied... ot lieferten und sich dafür das Recht auf einen  
 mar... hat in schmucker Uniform erworben? Ganz gewiß  
 bekommt... ngt es damit zusammen, daß die Dienstmädel sich



...a spricht er so süß zu Euch, wie wenn der Fuchs den Enten predigt.

sch niemals so borstig zeigten, wie im letzten Jahre.  
 Die Frau Kanzleirat weiß davon ein Liedlein zu singen.  
 Wenn sie dies Liedlein aber anstimmen will, dann  
 ist er sich die Ohren zu.) —  
 Der deutsche Reichstag ist soeben so nebenher  
 wähnt worden; er darf es aber vom Hintenden  
 erlangen, daß er ihm ein extraes Stück Papier  
 pfert. Am liebsten aber kümmerte sich der Hintende  
 ar nicht um ihn, denn viel Freude ist an ihm nicht  
 a erleben. Wie noch im 1899er zu lesen stand —  
 weil der und der neue Reichstag etwa zur nämlichen  
 eit fertig wurden — ist der 98er Reichstag vom  
 lben Charakter wie etwa der 98er Wein, von  
 wenig Gehalt und nicht der Müß' wert, ihn zu  
 kosten. Dabei gärt es doch unter den Herren,  
 Is wär's anders; aber nein, der Stoff bleibt ein-  
 tal, wie er ist, und wird nicht besser, und wenn er  
 och 5 Jahre so hinbringt. Den Vorsitz führen:  
 in Mann vom Centrum, ein Konservativer und  
 iner vom Freisinn! Das sagt wohl schon genug;  
 im ein Haar saß aber gar ein Sozialist im Vor-  
 land, und wenn es so weiter geht, dann sitzt  
 unno 1903 am Ende ganz sicher einer darin! —  
 Die Geldwirtschaft im Deutschen Reiche bleibt da

natürlich, wie sie ist; es glückt dem Reichsfädelmeister  
 nicht, die Steuern, Zölle und sonstigen Einnahmen  
 so einzurichten, daß er doch wenigstens so viel ein-  
 nimmt — oder womöglich etliche Thälerchen mehr —  
 als er das Jahr über auszugeben hat. Nein, Jahr  
 um Jahr werden neue Schulden gemacht zu den  
 alten; und so kommt's, daß das Deutsche Reich zu-  
 sammen mit den Einzelstaaten jehund mehr als  
 12 Milliarden Schulden auf dem Buckel sitzen hat.  
 Wenn Ihr Euch das auf den Kopf ausrechnet,  
 Toni, so kommen auf Euch, die Geliiebste und Eure  
 vier an die 2000 Mark, die Ihr schuldig seid —  
 und wißt doch nichts davon, daß Ihr die Schuld  
 aufgenommen, und erst recht nichts davon, wie Ihr  
 sie einmal bezahlen sollt! — Das kommt aber da-  
 von, wenn Ihr Euch den betreffenden Herrn nicht  
 genau genug anschaut, der nur so alle fünf Jahre  
 einmal kommt, dann aber von Euch die Stimme  
 zum Reichstage haben will. Ei, da spricht er so süß  
 und fein zu Euch — wie wenn der Fuchs den Enten  
 predigt. —

Unerhört schwer hat es da auch halten müssen,  
 einen neuen Schritt zu thun, um die Einheit Deutsch-  
 lands zu fördern. Das war beim neuen Straf-  
 gesetzbuch fürs Militär der Fall. Der alte  
 Kaiser Wilhelm ist freilich mit dem alten Straf-  
 gesetzbuch, das seinen Soldaten aufgelegt war, ganz  
 gut ausgekommen; es hat ihn nicht gehindert, die  
 größten Schlachten aller Zeiten zu schlagen und zu  
 gewinnen. Aber nein, die Gelehrten von heutzutage  
 — namentlich die, so nicht den Tornister ge-  
 tragen, — vermeinten, da stünd' lauter dummes  
 Zeug drin, wie's der Neuzeit nicht mehr würdig  
 wäre, und seit Jahren und Jahrzehnten drängten  
 sie, daß alles besser gemacht werde; ein Kriegs-  
 minister nach dem andern machte sich daran, in  
 den sauern Apfel zu beißen, aber beim ersten An-  
 hieb schon verging ihnen allen der Appetit, bis der  
 Herr von Gofler kam und den Apfel richtig klein  
 bekam; er setzte ein Gesetz auf, wie es dem Kaiser  
 und dem Bundesrate gerade eben noch genehm war,  
 während es den



Ein Kriegsminister nach dem andern machte sich daran, in den sauern Apfel zu beißen.

Herren Abge-  
 ordneten aus-  
 nahmsweise gut  
 behagte. Das  
 Gute daran aber  
 war, daß es der  
 deutschen Ein-  
 heit etwas zu  
 Hilfe kam, weil  
 das Gesetz für  
 das gesamte  
 Deutsche Reich  
 bestimmt ist.  
 Den Bayern ist es freilich arg schwer gefallen, es zu  
 verdauen, daß das alleroberste Militärgericht auch  
 für sie in Berlin sitzen soll, aber es ist ihnen gut  
 zugesprochen worden — und sie sollen auch zu Berlin  
 ganz für sich einen besonderen Abteil in dem betragten

obersten Gerichtshof bekommen —, so daß sie sich nach vielem Weh und Ach endlich darin gefunden haben. Die Advokaten im ganzen Deutschen Reich aber haben eine liebliche Freude daran gehabt; denn das Civil



Nun aber bekommen die Advokaten alle Hüftiere und Kanoniere in die Hundschafst.

hat nachgerade die Lust am Prozessieren verloren und läßt lieber zehnmal ungerade gerade sein, als daß es einmal klagt. Nun aber bekommen die Advokaten alle Hüftiere und Kanoniere in die Hundschafst, was den Alten daheim manch fettes Säule aus dem Stalle bringen wird. —

Die deutschen Advokaten und Richter haben übrigens einen der allervornehmsten unter ihnen durch den Tod verloren; es ist dies der Reichsgerichtspräsident Simson, der viel von sich reden gemacht hat, weil er es war, der zuerst anno 1849 vergeblich und dann anno 1871 mit Erfolg dem König von Preußen die deutsche Reichskrone dargebo en hat. Späterhin war er dann auch der allererste Präsident des deutschen Reichstages. Er hat sich zu allen Zeiten recht verständig benommen und verdient es deshalb, daß der Hinkende ihn hiermit im Bilde noch im alten Jahrhundert verewigt.



Dr. EDWARD SIMSON

etwa auf die gleiche Ehre rechnen, so sei ihm hiermit der Rat erteilt, vorerst einmal dafür zu sorgen, daß der deutsche Reichskassierer 16<sup>3</sup>/<sub>4</sub> Millionen Mark zugestückt erhält, damit er die Karolinen, nebst den Palau- und Marianeninseln hierfür kaufen kann,

denn soviel verlangt dafür die Königin von Spanien, die sie bis zur Stunde noch besitzt, und der deutsche Kaiser trägt Lust, sie sämtlich zu erwerben, weil das dem deutschen Handel in der Südsee von ganz besonderem Vorteil sein würde. Also, Herr Lieber, geht in Euch und sorgt für die 16<sup>3</sup>/<sub>4</sub> Millionen! — Nach einem Todesfall muß der Hinkende melden: der zwerge Kanzler des Reiches, General Graf Caprivi, ist seinem großen Vorgänger auch im Tode bald nachgefolgt; er starb am 24. Februar.



Graf Caprivi.

Und nun will der Hinkende, bevor er den geneigten Leser ins Ausland führt, noch einiges aus seiner engeren Heimat, dem gottsegneten

### Badner Lande

berichten. Der Landtag besaßte sich mit sehr wichtigen Beratungen. Das neue Bürgerliche Gesetzbuch wurde mit Einführungsbestimmungen versehen; die Grundbuchführung wurde den Notaren übergeben, denen die Ratschreiber als Hilfsbeamte beige stellt sind. Der Beitrag für die Pfarrehalte wurde löblicherweise erhöht. Das alles gab dem Landtag Stoff zu stiller ernster Arbeit. Freilich paßt solches nicht allen Leuten, besonders nicht dem Herrn Pfarrer Wader. Deshalb warf er zwei brennende Raketen ins Ständehaus. Die alten Ladenhüter Waders: die Zulassung der Klöster und die Vervollständigung der jesuitischen Dressur bei Ausbildung der katholischen Geistlichen wurden neu aufgepußt und dem staunenden Publikum empfohlen. Die oppositionelle Kammermehrheit nahm natürlich die ultramontanen Anträge an, der Minister Roff aber dankte ebenso höflich als entschieden für die Wader-Bescherungen und auch die Erste Kammer versagte denselben ihre Zustimmung. — Als Erzbischof von Freiburg wurde diesmal kein Südländer, sondern ein badisches, ein Waldstettener Kind, der Klosterpfarrer Thomas Körber in Baden, erwählt. — Zum Schluß noch etwas Erfreuliches. Da hat z. B. ein einzelner Mann sich vorgenommen, in wenigen Jahren aus Nichts, wie der liebe Gott es seiner Zeit mit der Welt machte, ein Krankenhaus zu bauen, das in jeder Hinsicht tadellos und maßvoll gültig sein sollte. Und der wackere Mann, Professor Thoma in Karlsruhe, brachte das Werk zuwege, denn er verstand es, edle und hilfsbereite Männer dafür zu begeistern. Am 1. November wurde das evangelische Diakonissenhaus in Freiburg feierlich eingeweiht. Der Hinkende nennt den Herrn Thoma einen christlichen Ehrenmann und verleiht ihm hiermit den Orden von treuen deutschen Herzen mit Eigenlaub.

Nach im Lande

### Württemberg

spricht der Hinkende geschwind noch vor, aber viel Freude wird ihm da nicht zuteil. Freilich das

land gebeht zusehends; allerorten entstehen neue Eisenbahnen, Fabriken, Kunst- und Festhallen, und ar betriebsam regt sich das Gewerbe. Was dem ankommenden aber nicht gefällt, ist die unter- und berirdische Arbeit, die auch dort die Schwarzröde gar frig thun — sich selbst zu Nutzen und dem Deutschen Reiche zum Schaden. Als die Abgeordneten abei waren, das württembergische Gesetz zu besaten, das nötig ist, um das neue Deutsche Bürgerliche Gesetzbuch vom 1. Januar 1900 ab zur Geltung zu bringen, da sprangen die Schwarzröde ehende herzu und hätten gar zu gerne in das Gesetz etliches eingeflickt, was so recht nach ihrem Sinne war; die „Civilehe“ ist und bleibt ihnen ein Breuel, und darum hätten sie am liebsten die kirchliche Ehe durch eine Hintertür wieder eingeführt; aber es machte sich diesmal noch nicht; sie müssen schon aufs neue Jahrhundert vertrauen.

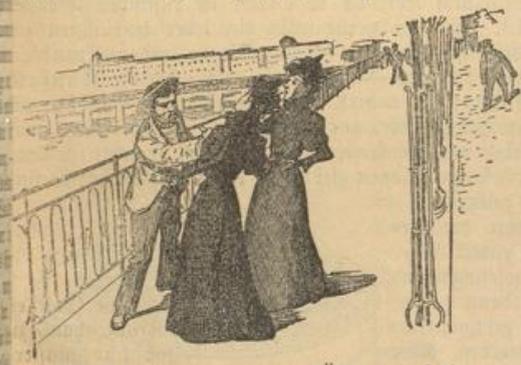
Auch die

### Oesterreicher

hoffen viel vom neuen Jahrhundert; insbesondere sind sie der Meinung, daß mit dem neuen Jahrhundert endlich der lange ersehnte Ausgleich mit den

### Ungarn

kommen wird, mit denen sie sich gar nicht darüber verständigen können, wie eigentlich die gemeinsamen Einnahmen, die Zölle, und die Kosten fürs Militär und sonstige Ausgaben verteilt werden sollen. Sie wünschen nun schon jahrzehntelang darum und



Die Ermordung der Kaiserin von Osterreich in Genf.

kommen nicht zu Ende damit. Die Oesterreicher haben nebenbei noch ihre besondern Sorgen gehabt. Ein naseweiser Doktor hat es nicht anders gethan, er hat aus Indien eine Schachtel voll Pestbazillen nach Wien mitbringen müssen, um sie dann daheim in aller Ruhe auszuprobieren. Etliche aber von ihnen belamen anscheinend das Heimweh und kniffen ihm aus! Da war die Angst groß, denn alle Wiener meinten, nun würden sie sämtlich die Pest bekommen; aber es ging noch glimpflich ab; nur ihrer drei erkrankten wirklich daran und starben: ein Wärter, eine Wärterin und der Doktor, der die Bazillen ins Land gebracht hatte, womit er also die Schuld, die er

auf sich genommen, selbst verbüßte. — Ein ärgerer Schreck aber durchfuhr Wien und ganz Osterreich-Ungarn, als am 10. September 1898 die Nachricht aus Genf eintraf: Auf die Kaiserin ist ein Attentat verübt worden. Niemand hielt die Nachricht für möglich, als bis sie wirklich und wahrhaftig mit allen Nebenumständen in den Zeitungen zu lesen stand! Die Kaiserin, diese gute liebe Kaiserin, die sich um Politik nicht im mindesten kümmerte und so gar kein Wesen von sich machte, war einem Sozialisten oder vielmehr einem Anarchisten zum Opfer gefallen, der dazu extra aus Italien herübergekommen war. Unter großem Weh und Ach wurde die Leiche der



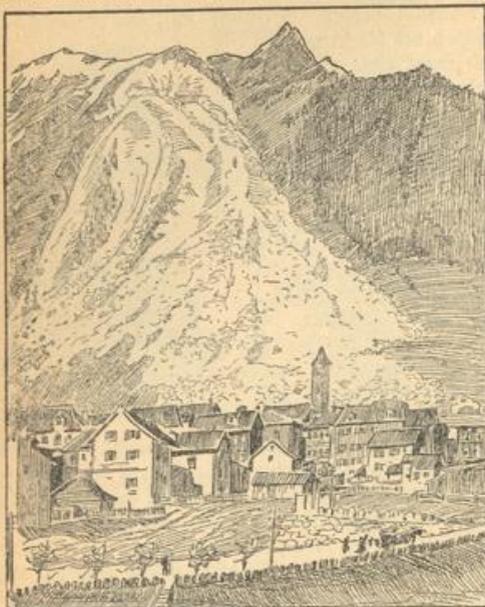
Kaiserin Elisabeth von Osterreich

armen Ermordeten heimgebracht nach Wien und dort unter lautem Weinen und Klagen beigesetzt. — Viel Kummer bereuete denen, die zu Wien das Regiment führen, auch eine ganz neue Bewegung, die ins Volk gefahren war, eine Bewegung, die sich kurz und bündig in den drei inhaltsreichen Worten ausdrückte: „Los von Rom!“ Ja, von Rom lösten sich ganze Gemeinden und Ortschaften los; sie schworen ihren alten katholischen Glauben ab und traten zur evangelischen Konfession über. Die Bischöfe schrien Zeter und Mordio, und etliche sollen bereits im Keller nachgeschaut haben, ob der Bannstrahl, der früher für dergleichen Fälle in Anwendung trat, wohl noch im Gange sei. Aber da nützte alles nichts! Das Volk war es müde, sich von Rom beherrschen zu lassen, nur immer nach Rom zu schauen, und wollte von nun an seine Blicke aufs liebe Vaterland im besonderen richten, das sie zunächst angeht, wie ihnen ja das Hemd näher ist als der Rock, und sei es der heilige Rock von Trier. — Von der

### Schweiz

war das ganze Jahr über so gut wie nichts zu hören, und das ist ein gutes Zeichen; es beweist, daß dort alles in schönster Ordnung war; nur zweierlei war nicht in der Ordnung: das schon besagte Attentat wider die gute Kaiserin Elisabeth von Osterreich und der große Bergsturz, der vom 27.—29. Dezember 1898 am Sankt Gotthard stattfand. Es war, als ob Sanctus Gotthardus ins Straucheln geraten sei, und als ob er der Länge nach hin stürzen wollte; es gab erst ein Knistern und Knattern, dann ein Brechen und Stürzen und schließlich rollte das Gestein in Millionen von Kubikmetern von den Bergen hinunter ins Thal und über den Ort Airolo hinweg, so daß um ein Haar das große Loch zugeschüttet worden wäre, das hier für die Sankt Gotthard-Eisenbahn hinein gebohrt worden ist. Die gewaltige Steinlawine

zerstörte auf ihrem Wege den Wald, ein großes Hotel, sowie 8 Häuser und 14 Ställe. Drei Menschen fanden dabei ihren Tod. Die Katastrophe ist also verhältnismäßig noch glimpflich verlaufen.



Schlieflich rollte das Gestein in Millionen von Kubikmetern von den Bergen hinunter ins Thal.

### Unsere liebwerten Nachbarn, die Herren Franzosen,

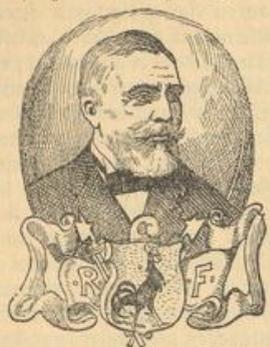
haben das ganze letzte Jahr damit verbracht, sich die Köpfe darüber zu zerbrechen, ob Monsieur Dreyfus eigentlich schuldig oder unschuldig ist? Keinemweg alles andere haben sie darüber vergessen, und nur einer alten lieben Gewohnheit sind sie treu geblieben: zum wenigsten aller 3 Monate einmal sich ein neues Ministerium beizulegen. Der Posten des Kriegsministers gar hat noch öfter gewechselt und innerhalb 12 Monaten haben sie 6 verschiedene Kriegsminister gehabt, darunter — zur besonderen Abwechslung — zwei vom Civil, den großen Cavaignac und den nicht weniger großen Freycinet, von den Franzosen auch das „weiße Mäuschen“ genannt. Alle sind des Dreyfus-Handels wegen ihres Amtes satt geworden, denn gerade auf dem Kriegsminister wird in dieser Sache immer am meisten herumgehackt. Das Sonderbare ist nur, daß bisher alle Kriegsminister — so viele es ihrer auch gab — der Ansicht gewesen sind, daß Dreyfus wirklich ein „Verräter“ gewesen sei. So wird es damit schon seine Nichtigkeit haben, und es ändert sich darum nichts, daß inzwischen der oberste Gerichtshof seine Meinung kundgegeben und gesagt hat, es sei bei der Verurteilung des Dreyfus nicht mit rechten Dingen zugegangen. Jetzt schwimmt er bereits auf dem Meere und trifft demnächst zu Rennes in Nordfrankreich ein, wo ein neues Kriegsgericht ihn vernehmen und wohl ebenfalls

schuldig sprechen wird. Wenn andere auch noch verurteilt haben, wie es so vielfach von den Dreyfus-Freunden behauptet wird, nun so giebt es der Verräter eben mehr im schönen Frankreich; es sitzt eben zu Paris um die Regierung herum — mit Respekt zu sagen — eine wahre Spitzbubenbande, und es gehörte ein ganz besonderes Sieb dazu, um die Ehrlichen von den Lumpen auszusieben. Umgekehrt aber wär's noch schwieriger, weil immer gar zu viele durchs Sieb wollten. — Das mag wohl auch der Gedanke gewesen sein, der allemal dem vormaligen Präsidenten der französischen Republik, Felix Faure, gekommen ist; und man einem Male hat er's dick und satt gehabt, sich mit dieser Bande weiter herumzuschlagen. Der Schlag rührte ihn, und im Verlauf von einigen wenigen Stunden war er gesund und tot. Böse Zungen zischeln gar, er hätte sich das Leben genommen, rief aus Ärger über den Ärger, den sie ihm bereiteten. So schlimm wird es wohl nun gerade auch nicht gewesen sein; er war eben seines Amtes müde geworden, seine Kraft war aufgebraucht, und so schied er am Ende auch auf ganz natürlichem Wege aus dem Leben. — Vorerst war der Schmerz und der Kummer groß, und alles fürchtete sich vor dem, was nun weiter werden sollte, denn sofort zeigten sich an der Spitze zwei sehr gefährliche Patrone, alle beide bereit, einen Streich wider die Republik auszuüben, wozu sie sich nur die Gelegenheit günstig dazu zeigen sollte. Das waren der junge Herzog von Orleans und der Prinz Louis Napoleon, der für gewöhnlich in Rußland lebt, da er Oberst in russischen Diensten ist. Gar zu gerne wäre ein jeder von ihnen zur Nachtzeit über den Zaun gestiegen und in Frankreich eingebrochen, — der eine, um sich die Königskrone, der andere, um seinem Bruder Viktor, der in Brüssel lebt, gar die Kaiserkrone zu holen, was aber vom Hinkenden nur bildlich gemeint ist, denn die beiden Kronen giebt's zu Paris nicht mehr; sie sind gelegentlich von der Republik losgeschlagen und dann eingeschmolzen worden. Aber die besagten beiden Herren wissen sich zu helfen: sie führen die respektiven, getrenntlich gemachten Kronen immer im Reisefack bei sich, so daß sie sich dieselben gleich aufsetzen können, sobald der richtige Augenblick eintreten sollte. In Paris fehlt's nicht an unruhigen Köpfen, die gern eine kleine Veränderung hätten. Als der Präsident Felix Faure tot war, machte sich einer von diesen gleich



Es gehörte ein ganz besonderes Sieb dazu, um die Ehrlichen von den Lumpen auszusieben.

tark bemerkbar; dies war der Monsieur Déroulède, im Name, der zu deutsch am passendsten mit „Drehlade“ zu übersetzen ist. Wen er eigentlich auf den Thron heben wollte, das weiß keiner so recht; er am Ende selber nicht; zu des seligen Boulangers Zeiten hätte er diesen gern oben-



Monsieur Loubet, der neue Präsident der französischen Republik.

auf gebracht. Jedem passte ihm der Monsieur Loubet durchaus nicht in den Kram, den sich die Herren Abgeordneten und die Herren vom Senat in aller Eile um Oberhaupt erwählt hatten, und so kürzte unser Déroulède auf die Straße und schrie in einem Stück: „A l'Elysée, à l'Elysée.“ Auch den Not- wosen und Käppträgern, sie in den Straßen aufgestellt waren, um Ordnung u halten, gab er diesen Rat — so lange, bis die Polizei schließlich den Schreier am Kragen nahm und in „Numero Sicher“ brachte. Hier erklärte er ganz prächtig, sie sollten ihm nur ruhig den Prozeß machen, er habe die Republik stürzen wollen. Die Richter lachten ihm ins Gesicht; aber er blieb dabei, er sei ein furchtbarer Staatsverbrecher und müßte zum mindesten guillotiniert werden. Die Herren Richter sind zuletzt ganz kopfscheu geworden und wissen nicht, was sie thun sollen; ein so verstockter Verbrecher ist ihnen noch nicht unter den Händen gewesen! — Derweil ist es wieder Frühjahr geworden, und da ist es schon möglich, daß Monsieur Drehlade klein beigiebt und erklärt, er hätte sich ja die Kaiserkrone bloß eisen Spaß erlaubt, denn wenn die Amseln pfeifen und die Frösche quaten, sitzt er — wie alle Pariser — gar zu gern an der Seine und angelt — und zwar dann nur nach ganz gemeinen Barschen und Peiskern und nicht etwa nach Königs- oder gar Kaiserkrone. Et was ernsthafter fiel schon der Versuch aus, dem neuen Präsidenten eins auszu-



Wenn die Amseln pfeifen und die Frösche quaten, sitzt er gar zu gern an der Seine und angelt.

Handvoll vornehmer Herren, Barone und Grafen, bei einem Pferdeverrennen unternahm. Sie fielen mit Stöcken über Monsieur Loubet her, und die Folge war, daß dieser sich einen neuen Hut bei-

legen mußte, während die betreffenden Hitzköpfe in Numero Sicher verbracht wurden, darunter der Graf Christiani, der vornehmlich drauf losgeschlagen hatte, gleich auf 4 Jahre. Eine andere Folge war die, daß die alten Minister ihre Sessel verlassen mußten und neue kamen. Ob aber die es fertig bringen und Frankreich vor neuen Unruhen bewahren werden, das möchte der Hinkende freilich bezweifeln. —

Was sonst von den Franzosen zu vermelden ist, das ist ein ärgerlicher Streit, den sie auf afrikanischem Boden mit den Herren Engländern hatten. Der Streit schreibt sich daher, daß die Engländer von Ägypten aus immer weiter und weiter nach Süden gezogen sind, um da immer mehr und mehr Land zu erobern. Vor Zeiten war all das viele Land, das sich von Kairo aus gen Mittag den Nil hinauf erstreckt, dem Großtürken zu Konstantinopel, dem es aber Meshemed Ali, ein Vorfahre des heutigen Herrschers von Ägypten, teils in aller Freundlichkeit, teils mit Gewalt der Waffen abgenommen hatte, worauf er sich zum Vicekönig von Ägypten machte. Die Herrlichkeit dauerte aber nicht lange; unter dem Enkel Meshemed Alis ging das Land wieder sichtlich zurück, und eines Tages gar erschienen die Engländer im Lande und bombardierten Alexandrien ein wenig, als sich die Ägypter nicht alles so ohne weiteres gefallen lassen wollten. Seitdem ist Ruhe im Lande; schon der vorige Vicekönig ergab sich darein, zwei Herren zu besitzen — zum ersten den Großtürken in Konstantinopel, zum zweiten den Minister des Auswärtigen in London — der jetzige aber sagt gar nichts dawider — wenig-



Der englische Soldat ist ein Mietling, einer, der Tag für Tag seine Zentralsmahlzeit verlangt.

stens so lange ein Engländer in der Nähe ist, im stillen ballt er manche Faust in der Tasche. Auch als die Engländer lechtlich den Nil aufwärts zogen, um den Mahdi zu bekriegen und ihm sein weites Land, den Sudan, wieder abzunehmen, sagte er „Ja und Amen“ dazu; er verschaffte ihnen sogar noch einen Zuschuß zu den Reisekosten. Die Engländer zogen ab und immer auf den Mahdi los, der sich ganz oben am Nil in der Stadt Khartum gut verschanzt hatte, derselben Stadt, wo anno 1885 der tapfere englische General Gordon gefangen und umgebracht worden war. Gerieben, wie die Engländer einmal sind, hatten sie immer hinter sich her gleich eine Eisenbahn erbaut, eine „Feldeseisenbahn,“ auf der sie sich alles, was sie an Fourage, Montierung und Munition brauchten, hübsch bequem nachkommen ließen. Auf diese Art waren sie zu aller Zeit gut versorgt, hatten gut zu essen und gut zu trinken, was bei den englischen Soldaten eine große Hauptsache ist, denn der englische Soldat ist ein Mietling, einer, der sich zum Totschießen vermietet hat und deshalb Tag für Tag seine Henkersmahlzeit verlangt,

und zwar eine gute, reich bemessene. Manch deutsches Blut — Gott sei es geklagt! — befindet sich darunter, und Vater und Mutter wissen's nicht. —

Der Mahdi bekam es nicht wenig mit der Angst, als die englischen Notröcke, wenn auch sehr gemächlich, so doch merkbar näher und näher rückten; aber er hielt stand, und als die Engländer da waren, stürzte er ihnen mit seinen dreißig- oder vierzigtausend Menschen entgegen. Das gab einen ungleichen Kampf! Die Engländer mit der neuesten Schnellfeuerbüchse, die braunen Wüstenjöhne nur mit Speer und Doldch bewaffnet! Zehntausend Derwische farbten alsbald mit ihrem dicken Blute den heißen Wüstenand von gelb in rot; die übrigen verdufteten in der Wüste, und mit ihnen der Mahdi. Die Engländer zogen in Khartum ein und sandten von hier aus Abteilungen noch weiter den Nil hinauf, da sie vermeinten, die Derwische hätten sich da verschanzt. Jedoch kein Derwisch ließ sich blicken, bis die Engländer, 600 Kilometer von Khartum ab, auf einmal

eine Fahne von einem Erdhaufen wehen sahen — eine große Fahne, blau-weiß-rot! Goddam, das waren Franzosen, wirkliche, wahrhaftige Franzosen! Waren diese Kerle von Westen her und den Kongostrom



Goddam, das waren Franzosen, wirkliche, wahrhaftige Franzosen!

hinauf gekommen, hatten sich unmittelbar am Nil, zu Fashoda, festgesetzt und wollten auf keinen Fall von der Stelle, auf keinen Fall zurück. „Nur über unsere Leichen,“ so war ihr stolzes Wort, „führt der Weg!“ — So bösbärtig wollten die Engländer sich nun gerade auch nicht betragen, und so kam es zum Verhandeln — nicht an Ort und Stelle, in Fashoda, sondern daheim in Europa, in Paris und London, wohin die Kunde dieses eigenartigen Zusammenstoßes gedrungen war. Aber auch in Paris verlautete das gleiche, wie in Fashoda: „Nur über unsere Leichen u. s. w.“; wenigstens im Anfange; allgemach wurden sie stiller und bescheidener, und als gar die Engländer einen erklecklichen Teil ihrer Kriegsstotte probeweise mobil machten und — wirklich nur probeweise — zu einem stattlichen Geschwader zusammenstellten — da waren die Franzosen ganz klein geworden und wollten von einer Leiche nichts mehr wissen. Der Major Marchand, der tapfere Mann, der es fertig gebracht, Fashoda durch unzugängliche Strecken wüsten Landes hindurch erreicht und besetzt hatte, bekam Kontrordre; er mußte seine schöne große Fahne vom Mast holen, rollte sie zusammen und

marschierte betrübten Herzens von Kamen und über Abyssinien ans Rote Meer. England und Frankreich hatten sich verständigt; England nahm all das weite Land, das zum Nilthal gehörte; dafür erhielt Frankreich das Land westwärts davon. Ja, die Engländer waren so gütig und schenkten es ihm; nur die Kleinigkeit war dabei zu bedenken: es gehörte den Engländern gar nicht; es gehört nach wie vor unabhängigen Herrschern aus Neger- und Araberstämmen, und den Franzosen bleibt es überlassen, sich das Land erst noch zu erobern. — Das war der Tag von Fashoda, von dem diejenigen Franzosen, die ihn Zeit verstehen, mit Recht sagen: es war ein zweiter „Tag von Sedan“ für sie. Keine Schlacht ward dabei geschlagen, nicht ein Schuß abgefeuert, aber die Niederlage war darum nicht weniger stark. Sie waren eben wieder einmal nicht vorbereitet; ihre Flotte war und ist den Engländern auch nicht im mindesten gewachsen, und darum mußten sie sich Derrartiges gefallen lassen. Der Hintende konnte beinahe Mitleid haben; jedoch seit anno 1870 hat er's Mitleid mit ihnen verlernt. Wer aber Mitleid mit ihnen hat und ihnen doch nicht beispringt in all ihrem Jammer, das sind ihre guten Freunde, die

### Russen,

und nun müßte der Hintende von Rechts wegen links herum kehrt machen, durch Deutschland durch und zu dem einmarschieren, um nachzuschauen, wie es denn in Russland im letzten Jahre zugegangen ist; aber nicht dahin kommt einer niemals spät genug; es ist zu bleibt ein rauh und unwirtlich Land. So steht der Hintende umgekehrt durch Frankreich hindurch, starr über die Pyrenäen hinüber und statirt den Spaniern seinen Besuch ab.

### Die Spanier und die Amerikaner

aber, wenn auch die einen haben, die anderen drüben wohnen, müssen miteinander vorgenommen werden, nicht etwa, weil sie sich so gut miteinander vertragen, sondern aus dem Gegenteil! Freilich, der Krieg, den sie miteinander gehabt haben, ist zu Ende gekommen, und sie haben richtig und schriftlich Frieden gemacht, nachdem sie beinahe wieder zu schießen angefangen hätten, weil sie sich über die endgültigen Bedingungen für den Frieden nicht einigen konnten. Aber in Liebe und Freundschaft leben sie trotzdem miteinander nicht. Es schmachten noch immer etliche tausend Spanier in Gefangenschaft auf den Philippinen, wenn auch nicht gerade in den Händen der Amerikaner, so doch in denen der Philippinos, was die eigentlichen Einwohner der Philippinen sind. Die Philippinos aber haben jetzt ihrerseits Krieg mit den Amerikanern und wollen die gefangenen Spanier nicht gutwillig herausgeben. Ja, wenn sie jeden Spanier mit Gold oder Silber aufgewogen bekämen, dann thäten sie's; sonst aber nicht, und so sitzen die armen spanischen Soldaten in den jammervollen Gefangnissen der Philippinos seit Monaten und führen ein schreckliches Dulderteleben. In Lumpen wandeln

ie daher: es fehlt ihnen an der nötigsten Nahrung, und ohne diese sterben sie dahin — aber Philippinos wie Amerikaner bleiben unerbittlich; die Verhandlungen gehen hin und her; ab und zu schlagen sie sich wieder einmal miteinander; die meiste Zeit aber stehen die Eingeborenen und die Fremden einander nur „Gewehr bei Fuß“ gegenüber, jeder Teil von der Zeit erwartend, daß sie ihm Vorteil bringen werde. Die Amerikaner haben schlimme Erfahrungen auf den Philippinen machen müssen; die Spanier davon zu vertreiben — das war das leichtere; aber sich alsdann mit den Philippinos auseinanderzusetzen — das hatte seinen Haken. Die Philippinos meinten anfangs — genau so, wie es ja auch die Kubaner meinten —, die Amerikaner wären aus purer Menschenliebe zu ihnen gekommen, um ihnen die Freiheit zu verschaffen. Ja, profit die Mahlzeit! Die Spanier waren noch nicht aus dem Lande, da spielten sich die Amerikaner als die Herren auf, und von Menschenliebe und Freiheit war nimmer die Rede. So singen die Philippinos gegen die Amerikaner zu rebellieren an, wie sie's vordem wider die Spanier gethan hatten; sie waren es gewöhnt, es ging so in einem Hin- und Zurück. Das dauert nun schon Monate; wollte der Hinkende warten, bis Schluß wird, gab's dieses Jahr keinen Kalender; aber so eben heißt es, jekund hätten die Amerikaner ein ganz neues Mittel aus-



Eben schaut der Mann nach, ob die Goldstücke auch alle echt sind.

gefunden, um die rebellischen Philippinos kirre zu bekommen, und dies Mittel heißt — Geld. Sie haben dem Führer der Aufständischen, Namens Aguinaldo, einen Sack voll Gold anbieten lassen; eben schaut der Mann nach, ob die Goldstücke auch alle echt sind? — Danach wird der stolze Mann sich entscheiden. —

Nicht gar weit von den Philippinen liegen die Karolinen, die den Spaniern merkwürdigerweise noch nicht abgenommen worden sind; nein, sie gehören noch der Königin Christine zu Madrid oder vielmehr dem Knaben, der dem Namen nach König von Spanien ist und dem ohne sein Zutun immer ein Stück seiner Erbschaft ums andere verrinnt. Aber die Königin denkt: wenn schon 'mal die Philippinen abgezogen sind, da können meinnetwegen die Karolinen auch ziehen — und so überschlug sie bei sich, was sie wohl etwa dafür verlangen sollte, wenn etwa einer kommt und um sie anhielt? Deutschland will sie haben und bar bezahlen, und sogar schlecht wär's nicht, wenn die Karolinen zu Deutschland in Kondition gingen, denn sie liegen recht bequem für die deutschen Kriegsschiffe, so daß diese dort in aller Gemüthlichkeit Kohlen einnehmen und sich ihre Leiber untersuchen lassen könnten, wenn ihnen etwa etwas Menschliches passiert ist. Aber der Reichstag muß erst das Geld dazu hergeben, denn aus eigener Tasche

möchte der Fürst Hohenlohe sie gewiß nicht kaufen, wenn er gleich auch das ganze Portemonnaie schwer voll Tausender hat. —

Ein weiteres Nachspiel zum spanischen Kriege wurde den Amerikanern zuteil, als sie daheim mit den Kriegslieferanten abrechneten. Es hatte sich nämlich herausgestellt, daß den amerikanischen Soldaten, als sie auf Kuba vor dem Feinde lagen, die elendeste Fourage nachgeschickt worden ist, die man sich nur denken kann. Namentlich das Fleisch, das sie erhielten, als sie unter den Kanonen vor Santiago lagen, war — unter der Kanone. Es roch schon von weitem, sah ekelhaft aus, wenn die Büchsen aufgemacht wurden, und schmeckte abscheulich. Wenn sich einer im argen Hunger aber wirklich darüber hermachte, so mußte er es mit unerhörtem Magengrimmen büßen. „Na warte nur, wenn wir wieder daheim sind“ — dachten sich da die tapfern Freiwilligen, und als sie wirklich daheim waren, machten sie einen Höllenlärm und zeigten die Lieferanten unbarmherzig an. Herrseh! Das gab ein Geschrei! Ein „Untersuchungsausschuß“ ward eingesetzt, der überall schnüffeln ging und richtig herausbrachte, daß den Soldaten unbrauchbares, verdorbenes und vergiftetes Fleisch — aber wohl verwahrt in den schönsten, bunt beliebten und behörblich abgestempelten Büchsen — geliefert worden ist. Von dem bösen Feind erschossen sind nur etliche Hunderte worden; an Krankheiten zu Grunde gerichtet aber viele Tausende! Nicht die Büchsen der Spanier waren den Amerikanern verderblich, sondern die Büchsen, die aus der lieben Heimat, aus Chicago kamen! — Da sie aber einmal an der Abrechnung waren, rechneten sie gleich auch mit etlichen von den Generalen ab, die ihre Schuldigkeit während des Krieges nicht gethan hatten, und mit den Beamten, die mehr als ihre Schuldigkeit gethan, sich nämlich so unter der Hand mit den Lieferanten verständigt und für ein schön Stück Geld ein Auge oder gleich deren zwei zuge-drückt hatten. Sie flogen zum Tempel hinaus, bis auf etliche, die zu fest darin saßen, die zu gute Freunde hatten.

Auch auf der andern Seite die

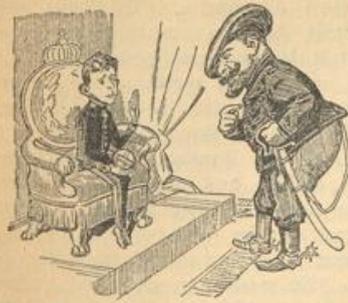


Nicht die Büchsen der Spanier waren den Amerikanern verderblich, sondern die Büchsen, die aus der lieben Heimat kamen.

### Spanier

hielten nach dem Kriege eine scharfe Musterung ab, während es geschreier gewesen wäre, sie hätten vorher gemustert. Aber auch so war es recht zweckmäßig, denn es zeigte sich auch hier, daß vielerlei Fleisch faul war, wenn's gleich auch nicht in einer Büchse steckte, sondern in goldbordierter Uniform. Ohne viel Federlesens wurden die Generale am Wickel genommen und teils eingesperrt, teils abgesetzt,

was um so nötiger war, als gleich nach dem Friedensschlusse sich der alte Wähler, der Don Carlos, meldete, indem er darauf rechnete, daß in der Armee alles „faul“ sei. Er wollte durchaus den Thron haben, auf dem der kleine dünne Alfons sitzt; er



Er wollte durchaus den Thron haben, auf dem der kleine dünne Alfons sitzt; er meint einmal, er würde ihn ja auch besser ausfüllen.

meint einmal, er würde ihn ja auch besser ausfüllen. Aber so rechte Gegenliebe fand er bei den Spaniern nicht; freilich, die hohe Geistlichkeit trat zum Teil auf seine Seite, aber es fehlte die Hauptsache: das Geld. Englische Bankiers sollten das nötige Kleingeld besorgen, das zu einer Rebellion ebenso nötig ist, als wenn unser Toni sich einen neuen Anker kaufen gehen will; aber sie meinten, das Geschäft sei doch etwas gewagt; „Don Carlos-Aktien“ würde niemand kaufen wollen, wenn sie aber wirklich rauskämen, stünden sie bald unter pari.

Da machte sich in der Not der junge Don Carlos, der den Namen Don Jaime führt, auf, reiste nach Wien und ging zum Kaiser in der stillen Hoffnung, daß dieser ihm am Ende ein Paket voll Aktien abnehmen würde. Der Kaiser ließ ihn auch zu sich herein und sprach dies und das mit ihm, ob die Citronen schon blühten in Spanien, ob's heuer wohl einen guten Malaga geben würde, und dergleichen mehr; aber vom Geschäft — nein, von dem sprach er nicht. — So wird es aus der Rebellion für diesmal nichts werden; aber Don Jaime ist ja noch jung und kann noch ein Weilchen warten. — Mit

### England

hält es der Hinkende diesmal, wie es der deutsche Kaiser schon eiliche Jahre thut: er geht gar nicht hin. Nur so nebenher möcht' er's sagen, daß sie da drüben über dem Armelmeer im letzten Jahr durch den Tod den größten Mann verloren haben, den sie aufweisen konnten: den Staatsmann Gladstone nämlich, der so lange Jahre das Staatsruder in den Händen hatte und es vortreflich handhabte. — Nun muß ab'r, leider Gottes, dennoch mehr, als es gerecht ist, von England die Rede sein, denn der Engländer steckt nach wie vor seine fürwichtige Nase in aller Länder Töpfe hinein. Wenn da ab und zu der Drei überläuft



Gladstone, † 19. Mai 1898.

oder verbrennt, so kann das keinen weiter wunder nehmen. Aber auch die Galle läuft einem mitunter über, und das war bei den Deutschen letztlich der Fall, als es sich zwischen England und Deutschland um die

### Samoainseln

handelte. Um die Weihnachtszeit war zum erstenmale wieder die Rede von Samoa, das weit dahinten in Polynesien und mitten im Stillen Ozean liegt, und es hieß, dies Land molkten Deutschland, England und Amerika hübsch freundschaftlich untereinander teilen. Beim Teilen aber kommt immer gerade der Streit heraus; so auch hier; bevor es noch ernstlich zum Teilen kam, war der Streit auch schon da. Anno 1889 hatten die genannten Mächte einen



Mataafa, ein schwarzer Thronkandidat.

schwarzen Mann mit Namen Malietoa auf den Königsstuhl gesetzt, dicht neben ihn aber hatten sie etliche Europäer hingesetzt, damit diese sein Obotergäben, daß der König keinen Unsinn mache, denn auf so einen schwarzen König ist niemals recht zu Verlaß. Aber die Sache machte sich; Malietoa lernte das Regieren im Handumdrehen und rigierte ganz vorrefflich bis an sein seliges Ende um die Wende des Jahres. Da aber gab's Streit, denn sein Sohn Tanu Malietoa wollte jetzt König werden, während ein gewisser Mataafa, der's früher gewesen war, gleichfalls Lust zeigte, auf den Thron zu steigen, zumal er viele Anhänger und jedenfalls mehr hatte, als der junge Tanu, der bei den Wilden so gut wie gar nichts gilt, weil er — nicht tätowiert ist. Es kam zur Wahl zwischen beiden Kandidaten, und gewählt wurde Mataafa. Das kam den Engländern gar nicht zu paß, denn der junge Tanu war ihr Schülking, weil er auf englische Art erzogen und protestantisch ist, während Mataafa katholisch und deutsch gesinnt ist. Der englische Oberrichter, der bei der zweifelhaften Wahl das entscheidende Wort zu sprechen hatte, war in arger Verlegenheit; aber er half sich und meinte, Mataafa sei für die Deutschen unmöglich, weil diese ihn in früheren Jahren nicht zum Könige hatten haben wollen, und so bliebe nur übrig, den jungen Tanu zum Könige zu machen, was hier mit geschah. Hiergegen protestierte der deutsche Konsul sofort, und so kam es unter den drei Konsulen zu einer Verständigung dahin, daß Mataafa vorläufig König sein sollte, bis alles endgültig geregelt wäre. Als aber gleich darauf ein großes amerikanisches Kriegsschiff vor der Hauptstadt Apia ankam, wurden Engländer und Amerikaner übermütig und schritten entgegen aller und jeder vorherigen Abmachung zur

Genau; sie reichte  
der Stadt und den  
Verdacht sich aus  
Waffen zu und so  
sich eines auf den  
Tag des Mitoa  
brachten eine ganz  
lich der Zeit mit  
und auf die Schiff  
Wiederholungen  
vermied zu haben,  
Schiffe geschleppt,  
belegungen dabei  
Waffen, Drogen  
und Boden und  
Güter und Kinder  
Kon ist es so  
Europa, und eine  
haben. So dau  
die Rechte dar  
oben ganz gere  
wollen sie sich  
Kriegsschiffen bei  
die weißen fast  
beigen. Im d  
zum König; ein  
gehört und erde  
Kaufst über  
Wilm spreche  
von der Leber  
den Standpunkt  
berüber, daß  
heraberen löst  
den drei Sta  
beidene Kon  
Samoa geht  
unterwiden  
Engländer t  
gewollt; si  
müssen, un  
wid, föhrt  
auf dem W  
gute Verm  
Welt und d  
besitzt. —  
Der ganze  
deutsch gere  
entzogen ist, m  
beist. Hält  
Deutschland  
so hätten sie si  
ändern und  
kräftiger Zeit  
jüngst haben  
Tan aber g  
Dem Kaiser  
geht, daß er

Gewalt; sie vertrieben die Anhänger Mataafas aus ihrer Stadt und bombardierten die ganze Küste; ja, sie begaben sich ans Land, steckten den Anhängern Tanus Waffen zu und zogen so in die Büsche, wobei sie freilich eines auf den Hut bekamen, denn sie fielen eines Tages den Mataafa-Leuten in die Hände, und diese machten eine ganze Anzahl von ihnen um, während sich der Rest mit Mühe und Not in die Hauptstadt und auf die Schiffe retirierte. Ein deutscher Farmer Namens Hufnagel wurde beschuldigt, den Verräter respiciert zu haben, und deshalb mit auf die fremden Schiffe geschleppt. Die Engländer und Amerikaner begingen dabei die unerhörtesten Grausamkeiten, schossen Duzende von deutschen Farmen in Grund und Boden und brachten dabei wehrlose Frauen, Freije und Kinder um.

Nun ist es so entsetzlich weit von Samoa bis Europa, und einen Telegraphen giebt's nicht zwischen beiden. So dauerte es eine ganze Weile, bis all dies in Europa bekannt wurde. Aber endlich kam die Nachricht davon doch hin, und da lief den Deutschen ganz gewaltig die Galle über. Derartiges wollten sie sich doch nicht von den Engländern und Amerikanern bieten lassen, zumal gerade die Deutschen die meisten Faktoreien und Plantagen auf Samoa besitzen. Im deutschen Reichstage kam die Bombe zum Plätzen; etliche Abgeordnete hatten sich zusammengethan und erbaten sich von der Regierung gefällige Auskunft über die Lage der Dinge. Der Herr von Bülow sperrte sich nicht lange, sondern redete frisch von der Leber weg und machte allen, die's anging, den Standpunkt klar und ließ auch keinen Zweifel darüber, daß Deutschland sich nicht über den Löffel barbieren ließe. Derweilen war auch bereits zwischen den drei Staaten vereinbart worden, daß eine ganz besondere Kommission aufs Schiff geleht und nach Samoa geschickt werden sollte, die alles genau zu unterjuchen und darüber zu berichten hätte. Die Engländer hatten das freilich anfangs nicht so recht gewollt; sie haben aber schließlich klein beigeben müssen, und während der Kalender fertig gedruckt wird, schwimmt die hohe Kommission schon längst auf dem Meere. Der Hinfende aber wünscht ihr: „gute Verrichtung!“ — damit Friede bleibt in der Welt und der Krieg nicht am Ende doch noch recht behält.

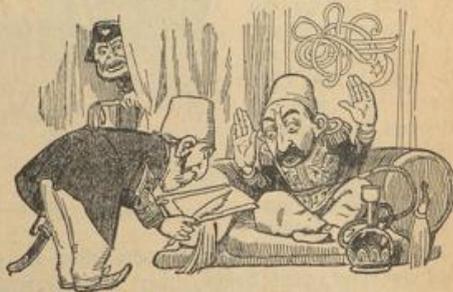
Der ganze Streit aber hat wieder einmal so recht deutlich gezeigt, was für ein mißlich Ding es heutzutage ist, wenn ein großes Land eine kleine Flotte besitzt. Hätten die Engländer nicht gewußt, daß Deutschlands Flotte ihnen doch nicht gewachsen ist, so hätten sie sich ganz anders benommen. Den Engländern und Amerikanern zusammen gebührt ein kräftiger Denksatz für ihr Betragen, das aller Gesittung Hohn spricht.

Nun aber geht die Reise nach

### Rußland.

Dem Kaiser von Rußland wird sonst immer nachgesagt, daß er den Großtürken nicht leiden mag,

und es hat das ja etwas für sich, denn die Art, wie er ihn im Kriege, den er wider die Griechen führte, behandelt hat, war etwas kurios, zumal aber die Art, wie er hintendrein dem Sultan den Prinzen Georg als Gouverneur von Kreta auf die Nase setzte. Zwischen den Türken und den Griechen war es doch gerade wegen des besagten Kreta zum Kriege gekommen; der Großtürke wollte partout nicht leiden, daß ihm die Griechen die Insel wegnahmen; er ging deshalb hin und hieb so lange und so kräftig auf die Griechen, bis diese von Kreta abließen. Kaum war aber Friede, so verlangte der russische Kaiser, Kreta solle unter einen besonderen Gouverneur gestellt werden und zu diesem Gouverneur sollte der Prinz Georg von Griechenland ernannt werden. Der Sultan schrie Au! und Ach! und wollte seinem Großvezier durchaus das Schriftstück nicht unterschreiben; aber der Russe lugte hinter dem Vorhang hervor und machte so seine Andeutungen! So blieb ihm nichts übrig, der Sultan unterschrieb das Schriftstück, und der



Der Sultan schrie Au! und Ach!

Prinz Georg war Gouverneur von Kreta und damit Kreta mehr oder weniger griechisch geworden — trotz des bösen Krieges, den der Sultan drum geführt und so glänzend gewonnen hatte! —

Aber das war's im Grunde nicht, was der Hinfende zu berichten hatte; er wollte im Gegentheil demonstrieren, daß der Russe ein lieber guter Freund vom Türken sei; und das zeigte sich dadurch, daß der Zar eines Tages — gerade in der dazumaligen bedenklichen Zeit — eine große Kiste herrichten und sie zum Sultan nach Konstantinopel spedieren ließ. Et, was machten die Dhalischen und sonstigen Haremsdamen für Gesichter, als die Kiste vor dem Palaste abgeladen und in die Stube gebracht wurde! Als sie aber geöffnet war, zeigte sich, daß sie folgendes enthielt: Zum ersten einen Stock; zum zweiten ein Paar schöner Vasen und zum dritten ein Theeservice. Nachdenklich legte der Herr Sultan den Finger an die Nase und konnte es sich so gar nicht zusammenreimen, was denn wohl diese drei Stücke zu bedeuten hätten? Er fragte seinen Großvezier — aber vergebens! Er ließ alle anderen Veziere kommen — keiner wußte es. Da wurde zu einem Manne geschickt, der seit einem Menschenalter einsam für sich in einer Höhle lebt und als der weiseste Mann im ganzen Morgenlande gilt — und der wußte es und sagte



gab's sogar eine kleine Rebellion unter ihnen, und das ist so zugegangen: Bei den rumänischen Bauern stellten sich eines Tages fremde weither ge-  
 eiste Leute ein, die ihnen etwas mitteilten, das ganz  
 was Neues für sie war. Danach wär' es jetzt im  
 Gange, daß alles Land unter alle Bauern gleich-  
 näßig verteilt würde. Es sollte von nun ab nicht  
 mehr sein, daß der eine tausend Morgen und der  
 andere nur zehn hätte. Nein, alle sollten das  
 Nämliche haben. Wer war froher als die Bauern! —  
 Aber freilich etliche Kosten, so sagten die fremden Herren  
 weiter, würden da entstehen, weil die Ackerstücke und  
 Feld- und Waldstücke doch neu abgemessen werden  
 müßten. Na, das wollten sie gern zahlen, meinten  
 die Bauern; wieviel Kosten da auf den Mann kämen?  
 So je nach dem, 10 oder auch 20 Lei. Na, das  
 ahnten die Bauern gleich willig auf den Tisch, und  
 die fremden Herren zogen ab. — Eine ganze Zeit ver-  
 ging und nichts ward geändert in der Feldeinteilung.  
 Die Bauern sahen etliche Wochen zu; dann aber

etwas ganz Besonderes im Schilde. Sollten sie am  
 Ende den Türken doch noch einen Bissen spielen und  
 sich endgültig losreißen wollen? Thun thäten sie es  
 gerne und den nötigen Hintergrund dazu haben  
 sie jetzt vollauf, indem  
 der Kaiser von Rußland  
 sie längst in Gnaden  
 aufgenommen hat. Fürst  
 Ferdinand hat seine  
 Ferienreise im letzten  
 Sommer dahin gemacht  
 und gar sein Söhnlein  
 Boris gut eingewickelt  
 mitgenommen, denn der  
 kleine Boris sollte doch  
 einmal das Land zu  
 Gesichte bekommen, dem  
 zu Liebe er eine andere  
 Konfession hat, als seine  
 lieben Eltern. Orthodox,  
 griechisch-katholisch ist er  
 nämlich, dieweil seine Eltern römisch-katholisch sind.  
 Aber ganz stimmt das insofern nicht mehr, als seine  
 Frau Mutter derweilen das Zeitliche gesegnet hat.  
 Am Ende heiratet der Fürst noch einmal, und da  
 nimmt er — um nur den Russen zu gefallen —  
 gewiß eine Griechisch-katholische zur Frau. Der Hin-  
 kende giebt ihm den Rat, sich doch mal in Monte-  
 negro umzuschauen, ob der Fürst Nikita nicht  
 am Ende noch eine Tochter auf Lager hat? In  
 letzter Zeit sorgt der ja fleißig für das Heirats-  
 geschäft der allerhöchsten Herrschaften und entwickelt  
 ein großartiges Glück dabei: Eine Tochter hat  
 den russischen Großfürsten Peter zum Manne, auch  
 Herzog von Leuchtenberg genannt, eine andere den  
 Kronprinzen von Italien, eine dritte einen Batten-  
 berger; seinem Stammhalter Danilo aber verschaffte  
 er in der Herzogin Jutta von Mecklenburg-Strelitz  
 ein prächtiges Bräutchen, das zu all der Schönheit  
 noch eine Ausstattung von  
 2 Millionen Mark mit-  
 bringt, die ihr der rus-  
 sische Kaiser beige-steckt hat.  
 Dafür muß sie freilich  
 griechisch-katholisch wer-  
 den. —



Fürst Ferdinand hat sein Söhnlein Boris gut eingewickelt mitgenommen.

Nun könnte der Hin-  
 kende sich wohl auch in  
**Griechenland**  
 ein wenig umsehen; aber  
 nein, das lohnt nicht der  
 Mühe; trotz aller guten  
 Vorsätze ist da der alte  
 Schlendrian noch immer zu Hause. Drum macht  
 der Hinkende jetzt einen gewaltigen Sah über die  
 ganze fünffingerige Halbinsel und hepft übers Mittel-  
 meer, ja über Arabien und Persien hinweg, direkt bis  
 nach



Fürstin von Putzgarten ♣.



Es wurde die reine Rebellion daraus.

nahmen sie die Mistgabeln, Sensen und sonstige ge-  
 häßliche landwirtschaftliche Geräte, um damit nach  
 dem Amte zu ziehen. Es wurde die reine Rebellion,  
 sie verlangten partout gleiche Teilung, und mit vieler  
 Mühe brachte man sie wieder heim; aber seitdem  
 grollen sie und räsonnieren auf die Welt, wie schlecht  
 sie eingerichtet sei.

Die Serben sind rechte Glückspilze. Wo andere  
 Völker froh sind, daß sie einen König haben, da  
 haben sie ihrer zwei, und das nun schon seit Jahren:  
 König Alexander, der Sohn, ist der eine und ord-  
 nungsmäßige König und König Milan ist der andere,  
 eigentliche und ordnungswidrige König, was wörtlich  
 stimmt, weil er sich wirklich wider alle Kleiderordnung  
 betrügt. Der eine ist zu schwach, der andere zu stark;  
 der erste zu schwach im Regieren, der zweite zu stark  
 im Populieren, Schwadronieren und sonstigen . . . ieren.  
 Da ist es ein reines Wunder, daß das Land noch  
 besteht; aber am Ende — bis der Kalender fertig  
 ist — hat es der Russe vielleicht schon aufgespeist,  
 vorausgesetzt, daß der Osterreich nicht heispringt  
 und ihm den Bissen vom Munde reißt.

Die Bulgaren haben sich das ganze Jahr über  
 mäusehinstill verhalten; man sollte meinen, sie führten

### China

mitten hinein ins Tjung-li-Yamen, was ja nichts anderes ist, als die Versammlung der geheimsten aller geheimen Mandarinen oder Räte Seiner Majestät des chinesischen Kaisers. Soeben sind sie dabei und beraten die böse Lage, in der sich das gesamte himmlische Reich befindet. Seit Jahr und Tag geht es so, daß alle Augenblicke einer kommt und verlangt für sich bald diesen Hafen, bald jenen; bald diese Provinz, bald jene; dort wurden ein paar Missionare umgebracht — gleich kommt der Gesandte des betreffenden Landes und verlangt auf Tod und Leben Genugthuung, Entschädigung; da ist eine fremde Flagge vom Volk oder vom Militär beleidigt worden — gleich heißt es wieder: Land her oder es setzt etwas! Die Herren

Geheimräte möchten sich sämtlich vor Verzweiflung die Haare austraufen, wenn sie deren nur hätten! Sie haben eben sämtlich nur einen Zopf, und den raufst sich kein Geheimrat aus!

Der chinesische Kaiser allerdings — der hatte letztlich einmal einen so sündhaften Gedanken gehabt, daß der Zopf doch eigentlich ein — Zopf sei; und so hatte er sich hingesezt und einen Erlass diktiert, wonach von einem bestimmten Tage ab sämtliche Chinesen sämtliche Zöpfe abzuschneiden hätten! Das war das Signal zu einer Palastrevolution. Die Kaiserin, was die Pflegemutter des Kaisers ist, geriet außer sich; sie nahm sogleich ihre Räte und alle ihre Getreuen zusammen und ging zum Kaiser hinunter in dessen gute Stube, wo er nichts ahnend auf dem Sofa lag. Sie ließ ihn und seine Anhänger festnehmen und letzteren ließ sie richtig den Zopf abschneiden, damit sie doch sähen, wie weh das einem thut. Leider versahen sich die „Friseur“ dabei und schnitten den Herrschaften neben dem Zopf — auch den Kopf ab. — Dem Kaiser ließen sie Zopf und Kopf; aber eingesperrt ward er und niemand zu ihm gelassen. Dafür regiert jetzt die Kaiserin wieder an seiner Stelle, und wehe dem geheimen Mandarinen, der nicht Ordre pariert! Leider findet sie den gleichen Gehorsam nicht bei den fremden Gesandten; diese kehren sich verteuftelt wenig um sie, wenn sie nur das durchsetzen, was ihnen ihre Regierung daheim befohlen hat. Auf diese Art haben bisher die Russen, die Engländer, die Deutschen und die Franzosen alle ihren hübschen Teil von China bekommen; die Italiener und die Oesterreicher sind nahe dabei, auch ihrerseits etwas vom chinesischen Reiche für sich zu ergattern. Die Deutschen haben

sich besonders fest in ihr Gebiet Kiautschou hingesezt und sind lustig dabei, einen großen Hafen der Neuzeit mit allem, was dazu gehört, sowie aber außerdem eine große Handels- und Gewerbestadt dort zu erbauen. Weite Gebiete sind dazu abgetheilt und parzelliert, und sollte es dem Lupsen-Lom sonst einem daheim nicht behagen, so mag er's mal mit Kiautschou probieren. Des deutschen Kaisers



Die „Friseur“ versahen sich und schnitten den Herrschaften neben dem Zopf — auch den Kopf ab.

schirmende Hand reicht auch bis da hinein, denn ein gut Teil deutscher Macht liegt draußen und zwar in Gestalt eines gar ansehnlichen Geschwaders. Der Bruder des Kaisers, der Prinz Heinrich, ist noch immer so weit draußen in der Welt auf der Wacht von Kiautschou. Eine Zeit lang war die Wacht ja erträglich für ihn, denn er hatte seine liebe Frau bei

sich, die — von Sehnsucht nach dem Gemahl getrieben — es sich nicht nehmen ließ und die weite Reise bis dahin machte. Gerade, als der Prinz einsam unter dem chinesischen Christbaum stand, that sich die Thür auf, und herein trat — Prinzessin Heinrich, um das Christfest mit dem geliebten Mann zu verbringen. Sie war von Genua aus gekommen, hatte sich dort auf ein stolzes Schiff des „Nord-



Gerade als der Prinz einsam unterm Christbaum stand, that sich die Thür auf und herein trat die Prinzessin.

deutschen Lloyd“ gefeßt, das mit voller Berechtigung den hohen Namen ihres Gemahls trägt. Prinz Heinrich, und mit diesem ist sie über Suez und durch das Rote und das Chinesische Meer, über Colombo und Singapore genau so gereist, wie's im 1898er

Kaiser der Könige  
alle seine gerechten  
Ansprüche geltend zu  
machen sich die Befugnis  
und sie einmal für  
ihren Zorn zu fassen  
und sich legt das  
in. Willkommen,  
in der die von He  
und gar gereist,  
dann bald der jetz

Ein Fu  
Gestalt am Böt  
wären Sekunden,  
und, ist der Name  
und schon zu den  
der Stadtquartier  
kamen und ließ die  
wie Gebäude in  
sich sich gauen,  
weiter entlang,  
das sein mag. Ja  
bis Drees oder  
hast, ein wenig  
den ein Mann ge  
wäre die ganze  
habe das Judentum  
ständig, so ganz  
eigentlich der La  
1400 steigt ma  
bis er um 10  
Gehörigkeit hat  
hinein. Wenn  
doch die dank  
dieser Tage sein  
Lag nicht für  
Ihn setzen, in  
Der Name  
vielmehr Jo  
loch, wie er  
seine Geburt  
in alter Zeit  
Drei Tage sa  
boren oder in  
Waimir — e  
Weltleben —  
Zollnehmer in  
scheinen, wie sel  
Nach ein Heilig  
hier ein Heilig  
dem das Leben  
Sphäre in dem  
wenig gut es b  
guten erlangen  
von ihm durch  
und hat sich  
Der Wächter ab

alender der Hinfende deutlich in seiner Standrede  
 en seinen getreuen Zuhörern aus dem „Löwen“  
 seinandergesetzt hat — ganz so, als hätte die hohe  
 au sich die besagte Standrede zu Herzen genommen  
 d sie einmal prattisch durchmachen wollen! — Zu  
 ser Stunde ist sie schon wieder auf der Heimreise,  
 d bald legt das nämliche Schiff wieder in Genua  
 Willkommen, willkommen in der Heimat! —  
 ruft ihr von Herzen der Hinfende zu. Das war  
 al gut getroffen, denn gerade soeben ist mit seinem  
 uen Kalender fertig und zu Ende:

Der Hinfende.

Ein Fünfhundertjähriger.

Stville am Rhein ist eine uralte Stadt. In ver-  
 bten Urkunden, die mehr als 1000 Jahre alt  
 id, ist der Name Abelsville oder Eldeville zu finden,  
 id schon zu den Zeiten, als die Römer am Rheine-  
 re Standquartiere hatten, da war dieser Ort eines  
 von und hieß dazumal Altavilla. Uralt sind auch  
 le Gebäude in der Stadt, und am Rheine selbst  
 ht sich graues, moos- und epheubewachsenes Ge-  
 äuer entlang, das wohl auch an die 1000 Jahre  
 t sein mag. Zu seiten der alten katholischen Kirche  
 s Ortes aber steht, bescheiden in ein Ecklein ge-  
 ct, ein winzig kleines, niedriges, altes Haus, in  
 m ein Mann gestorben ist, dessen erfinderischer Ge-  
 nkte die ganze Welt umgestaltet hat! Just ein  
 abes Jahrtausend ist es her, daß er geboren wurde.  
 eilich, so ganz genau weiß es keiner mehr, wann  
 gentlich der Tag war; aber auf Johanni im Jahre  
 100 pflegt man seinen Geburtstag anzusehen, so  
 ß er um Johanni 1900 gerade seinen 500sten  
 eburtstag hätte feiern können — sofern er's erlebt  
 itte! Wenn er aber auch nicht mehr da ist, so sind  
 ch die dankbaren Nachkommen da, vor allem  
 ejenigen seiner Geburtsstadt, und diese werden den  
 ag nicht stillschweigend vorbeigehen lassen, sondern  
 n feiern, wie es sich gehört.

Der Name des Mannes aber ist: Gutenberg, oder  
 ielmehr Johannes Gensfleisch von Sorgen-  
 och, wie er sich selbst nannte, schrieb und druckte...  
 ine Geburtsstadt ist Mainz, das stolze oder, wie es  
 n alter Zeit immer hieß: das „goldene Mainz“.  
 Drei Tage lang sollen die Feste währen; das Schönste  
 aran aber wird ein großer Festzug sein, den die  
 Rainzer — von ihrem Karneval her gewöhnt ans  
 Berkleiden — veranstalten, denn hiebei wird jeder  
 teilnehmer in der Kleidung und Ausrüstung er-  
 heinen, wie solche zu Gutenbergs Zeiten Sitte waren.  
 uch ein Festspielhaus wird am Rheine errichtet und  
 er ein Festspiel zum besten gegeben werden, in  
 em das Leben des Mannes vor den Augen der Zu-  
 hauer in bunten Bildern vorüberziehen soll. Wie  
 oenig gut es dem seligen Gutenberg zu seinen Leb-  
 eiten ergangen ist, das weiß heute jedermann; er ist  
 im die Früchte seiner Erfindung betrogen worden  
 nd hat als armer Mann sein Dasein beschloffen.  
 Der Bischof Adolf von Nassau gab ihm schließlich

auf die alten Tage Obdach und Zehrung, und eben  
 im genannten Eltville schloß er, hoch betagt, seine  
 Augen. Eine Büste über der Pforte des Hauses  
 und eine einfache Gedenktafel künden von seinem  
 bescheidenen Ende. Was er aber erdacht, erfunden  
 und ins Leben gesetzt hat, das ist das Gemeingut  
 aller Völker geworden. Wie möchte die Welt heute  
 wohl ausschauen ohne die Milliarden von bleiernen  
 Soldaten, die er — im wahren Sinne des Wortes —  
 mobil gemacht hat?! Kalender zumal gäb's ganz  
 gewiß nicht, und so stättet ihm der Hinfende hier-  
 mit noch ganz besonders seinen Dank dafür ab, daß  
 er so gescheit war und die schöne Erfindung ge-  
 macht hat!

Ein tapferer Seemann.

An großen Unfällen aller Art hat es auch im  
 letzten Jahre nicht gemangelt; namentlich Schiffs-  
 unfälle gab es in großer Zahl. Das schlimmste  
 davon war der Untergang des großen französischen  
 Dampfers „La Bourgogne“, der an der Küste von  
 Neuschottland mit einer



Kapitän Gustav Schmidt, geboren 1842 zu Wien.

englischen Bark zusam-  
 menstieß und dann mit  
 600 Menschen innerhalb  
 weniger Augenblicke in  
 die Tiefe ging. Hierbei  
 zeigte sich das Entsetz-  
 liche, daß die Matrosen  
 zum Teil rücksichtslos sich  
 selbst zu retten suchten,  
 während sie die Passa-  
 giere im Stiche ließen  
 oder gar an der Rettung  
 zu hindern suchten. Wie ganz anders benahmen sich da  
 Mannschaft und Kapitän als der „Bulgaria“, einem  
 stolzen Schiffe der Nordamerika-Linie, das Unglück  
 passierte, daß es mitten auf der See und im Orkane  
 steuerlos wurde! Der Kapitän brachte zunächst einen  
 Teil der Passagiere auf ein Schiff, das vorbeifuhr,  
 und dann arbeitete er mitsamt seinen Offizieren und  
 Mannschaften Tag und Nacht unentwegt daran das  
 Schiff flott zu halten und wieder in Gang zu bringen.  
 Vierundzwanzig Tage lang dauerte dieser Kampf mit  
 dem Elemente; aber die tap'ere Schar siegte schließlich  
 und brachte das Schiff samt seiner kostbaren Ladung  
 ungefährdet an die rettende Küste; nur ein Mann  
 war dabei verloren gegangen. — Mit vollem Recht  
 wurden Kapitän und Mannschaft aufs höchste gefeiert,  
 als sie zu Hamburg die heimische Erde betraten.  
 Der deutsche Kaiser zeichnete sie durch Orden aus, die  
 Gesellschaft kargte nicht mit Worten der Anerkennung  
 und ließ es auch an klingendem Lohne nicht fehlen.  
 Der Hinfende aber will auch etwas thun und setzt  
 deshalb das Bild des Kapitäns hieher, der zugleich  
 mit all den andern Helden dem deutschen Namen  
 so hohe Ehre gemacht hat!

Auch einer, der Sprichwörter beherzigt!



Meide den Schein! — So sprach der Dieb,  
Als er nachts sein Handwerk trieb.

Mein Nachbar.



Bei meinem Nachbar sieht's bedenklich aus:  
Es starb sein Weib . . . nun fehlt der Mann  
im Haus.

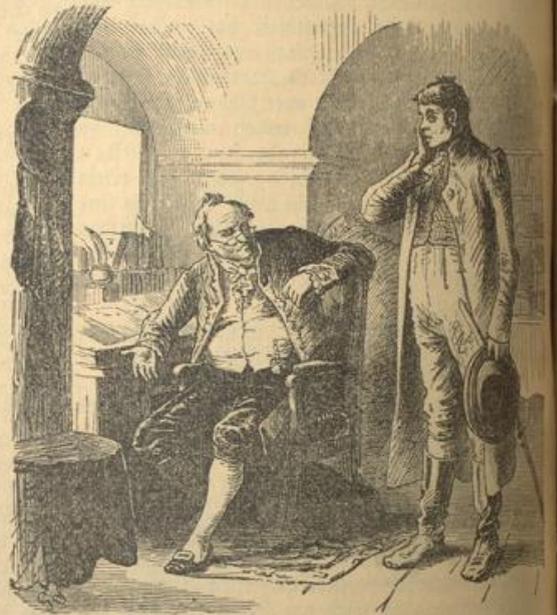
Eine Predigt, die nichts nützt.



Schwer predigt eine Kupfer Nase  
Dem Sohn . . . Enthaltamkeit  
beim Glase.

Im unrechten Hause.

„Wünsch' guten Morgen, Herr Doktor!“  
„Guten Morgen! Was ist Ihr Anliegen!“



„O Herr Doktor, ich hab' so eine Leidenschaft im  
Ohr; ich kann seit acht Tagen keine Nacht mehr  
schlafen.“

„Ja, lieber Mann, da sind Sie ins unrechte Haus  
gekommen! Doktor bin ich, aber Doktor in Medizin!“  
„Grad im rechten Ohr fehlt mir's, Herr Doktor.“